
Vergangene Paradigmen – Wirtschaftskrise und Verteilungskonflikte

Manfred Prisching

Westeuropa hat ein glückliches halbes Jahrhundert hinter sich gebracht. Eine „Ausnahmezeit“, so als ob wir gleichsam aus einer Geschichte, die bis in die jüngste Zeit hinreichend blutig verlaufen ist, ausgestiegen wären. Nach dem „Age of Extremes“ (Hobsbawm 1995) ein „Age of Peace, Wealth, Harmony and Integration“, das vielleicht bloß möglich war als Schockreaktion auf die Extremismen davor. In diesen Jahrzehnten haben sich die Bewohner der europäischen Luxusländer an manche Errungenschaften, von denen man vorher nur hätte träumen können, gewöhnt, und diese sind recht rasch zu Selbstverständlichkeiten geworden – so als ob die Welt gar nicht anders sein könnte. Aber die Welt kann anders sein, und um diese Selbstverständlichkeit soll es in der Folge gehen: An welche Gegebenheiten haben wir uns so gewöhnt, dass wir uns ihr Verschwinden kaum vorstellen können? An welchen Aspekten könnte die „Fortsetzungsvermutung“ – alles bleibt im Grunde, wie es war, nur wird es immer besser – scheitern? Was wird, insbesondere mit dem Blick auf Verteilungsfragen, im nächsten halben Jahrhundert anders werden?¹ Leitgedanke dieser Überlegungen sind einige „Endismen“, die ich erläutern möchte: Paradigmen, die aus dem letzten halben Jahrhundert stammen und von denen wir uns im nächsten halben Jahrhundert wohl werden verabschieden müssen. Es handelt sich um einige Schlagwörter: um das Ende der Container, das Ende des okzidentalischen Kapitalismus, das Ende der berechenbaren Ökonomie, das Ende der Leistungsgesellschaft, das Ende der Mittelschichtgesellschaft, das Ende des generösen Staates, das Ende des ressourcenintensiven Zeitalters und das Ende der europäischen Homogenität.

1. Das Ende der Container

1.1 Systemverflechtung und globalistischer Pazifismus

Die weltweite Macht- und Wirtschaftsverteilung ändert sich. Globalisierung findet statt, trotz mancher Einwände. In einer globalisierten Welt gibt es nur wenige Probleme, die sich ohne den Blick auf diese „ganze Welt“

behandeln lassen. Im letzten halben Jahrhundert, nach den großen Extremismen, herrschte der Kalte Krieg: feindselige Gefühle zwischen den Supermächten, das Ausreizen der Grenzen eigener Offensivität, Stellvertreterkriege.² Es war ein geordnetes, aber gefährliches System. Die Sowjetunion wollte die USA überholen; am Ende siechte sie, unter externem Stress und interner Ineffizienz, dahin. In dieser noch wenig globalisierten Welt waren die Staaten nicht aufeinander angewiesen. Sie waren in der Tat „Inseln“, ob nun solche der „Seligen“ oder der „Verdammten“. Die Machthaber der Sowjetunion oder Chinas zeigten sich etwa in dieser Epoche keineswegs besorgt über eine westliche Wirtschaftskrise; sie hätten sich hämisch gefreut und die Krise, ganz im Sinne der Dogmatik, als Vorbote eines Zusammenbruchs des spätkapitalistischen Systems gefeiert. In der Wirtschaftskrise 2008ff. ist alles anders; nicht deshalb, weil die Völker netter zueinander geworden sind, sondern deshalb, weil sie in unausweichlichen wechselseitigen Abhängigkeitsgeflechten stecken, so dass der Zusammenbruch des Gegners einen selbst schädigen würde.

Die „flache Welt“ – nach Thomas L. Friedmans Formulierung³ – ist „einheitlicher“, zugänglicher, offener; alles geht ineinander über, alles hängt zusammen. Es ist das Ende der Container, der in einer anarchischen Landschaft nebeneinander gestellten Nationalstaaten.⁴ Die globalen Kapitalismen gehören einem System an, und die Weltwirtschaftskrise hat es an den Tag gebracht: Nie hat sich eine Krise binnen weniger Wochen über alle Kontinente verbreitet. Das bedeutet nicht, dass die Nationalstaaten unwichtig geworden sind. Die Auflösung der Staaten mag für den europäischen Bereich eine richtige Beobachtung sein. Aber natürlich haben die USA und China ein starkes nationales Selbstbewusstsein – dort löst sich nichts auf. Jedoch im internationalen Wirtschaftsgeflecht sind alle aufeinander angewiesen, sodass sich selbst China oder Russland keine durchschlagende amerikanische Wirtschaftskrise mehr leisten können. Die Chinesen halten Massen von amerikanischen Dollars, und sie wollen nicht, dass diese schlagartig wertlos werden. Ihre Wirtschaft lebt von Exporten, und sie wollen nicht, dass diese infolge einer Krise der westlichen Länder einbrechen. Das ist der pazifistische Impuls einer globalen Verflechtung, wie er bereits von Adam Smith und Joseph Schumpeter herausgearbeitet wurde: Ich muss meinen Konkurrenten, ja Feind hätscheln, denn sein potenzieller Zusammenbruch würde mir zu sehr schaden.⁵ Die Botschaft von dieser neuen internationalen Stabilität ist erfreulich: Nicht ein „Gleichgewicht des Schreckens“, sondern ein „Gleichgewicht der Bilanzen“ (zumindest in diesem kaufmännischen Sinne) bestimmt die internationale Politik. Man könnte es allerdings auch anders sagen: Selbst die Kommunisten haben endlich begriffen, dass ökonomischer Imperialismus viel wirksamer ist als militärischer – was sie eigentlich aus der eigenen Doktrin wissen hätten können.

Die Containerwelt ist zu Ende, und der Weltkapitalismus ist der „Sieger“ im Systemwettstreit, wohl nicht zu Unrecht. Alternativen zur westlichen Wirtschafts- und Politikordnung sind nicht in Sicht.⁶ Oder besser: Der Weltkapitalismus hat vorläufig gesiegt. Denn wir wissen nicht, wie stabil die westliche Ausprägung des Modells ist. Vielleicht ist der Westen bloß ein „Sieger mit Vorbehalt“. Aber gerade deshalb ist ein Phänomen der aktuellen Diskussionen bemerkenswert: Obwohl die Wirtschaftskrise sich schon eine Zeitlang dahinschleppt, lässt sich auf der Liste ihrer „Nichtfolgen“ die Systemdiskussion verzeichnen. Es gibt sie nicht. Das ist deshalb erstaunlich, weil der Kapitalismus doch eine seiner größten Krisen durchläuft und auch freundliche Beobachter glauben, dass die Spielregeln des Systems etwas mit der Krise zu tun haben – und dennoch gibt es keine Vorschläge zu einer echten Systemalternative. Es werden die immer noch unterschätzten „*varieties of capitalism*“ diskutiert,⁷ nach der Wirtschaftskrise gibt es eine plötzliche Wiederbelebung lange diskreditierter keynesianischer Theorien, ja selbst die wirklichkeitsresistenten Ökonomen beginnen, jedenfalls an den Rändern, die Anwendbarkeit ihrer Theorien zu reflektieren, was doch ein gravierendes Krisensignal darstellt. Aber es gibt keine ernsthaften Modelle oder Vorschläge zu einer nichtkapitalistischen Wirtschaftsordnung. Irgendwo an der Peripherie der öffentlichen Diskussion finden sich die regelmäßigen Ermahnungen, dass eine völlig „andere“ Lebensweise erforderlich sei, um aus ökologischen Gründen überleben zu können; aber diese Katastrophenperspektive regt die Leute wenig auf, schon gar nicht in Ländern der Dritten Welt. Alle wollen Marktwirtschaft, denn alle wollen reich werden. Alle wollen Autos.

Sie wollen so reich werden, wie Europa und die USA in den letzten Jahrzehnten geworden sind. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts war eine glückliche Stunde der Geschichte, und die Vorstellung, dass die Geschichte so weitergehen muss, ist eine Illusion. Die Wirtschaftskrise hat eine Reihe von Wandlungstendenzen verschärft und beschleunigt. Es muss nicht der Kapitalismus des letzten halben Jahrhunderts sein, der letztlich siegt. Nur Leichtsinnige glauben, dass die Geschichte zu Ende ist. Die globale Marktwirtschaft könnte ein anderes Gesicht bekommen, und die Gravitationszentren des globalen Systems könnten sich verschieben.

1.2 Konvergenzen auf dem globalen Markt

Die solitäre Luxusposition Europas geht zu Ende. Je stärker Märkte barrierefrei verflochten sind, desto weniger lassen sie unterschiedliche Preise oder Einkommen zu. Das freut die Nachzügler, aber es ist nicht unbedingt eine gute Nachricht für die Luxusländer dieser Welt. Denn die Luxusländer sind gleichsam die globalen umzäunten Siedlungen („*gated communities*“), und wenn die Zäune geschleift werden, könnte die Bequemlichkeit leiden.

Seit den 1960er-Jahren, als die Textilindustrie und die Stahlproduktion abwanderten, wird von der „neuen internationalen Arbeitsteilung“ gesprochen.⁸ Die Ökonomen haben auf den Spuren David Ricardos versichert, dass alle Beteiligten im internationalen Austausch profitieren: Einfache und arbeitsintensive Produktionen wandern in Entwicklungsländer ab, während die verlorengegangenen Arbeitsplätze in den reichen Ländern durch hoch qualifizierte Produktionen ersetzt werden. Wenn der Austausch funktioniert, liefern die entwickelten Länder entwickelte Produkte und die Entwicklungsländer einfache Produkte, und beiden geht es besser. Das Argument ist noch immer gängig, empirisch allerdings mit dem Schönheitsfehler behaftet, dass mittlerweile auch massenhaft hoch qualifizierte Dienstleistungen und Produktionen von den Abwanderungsprozessen erfasst sind.⁹

Die Abwanderungsanreize beginnen vor der Haustür. Denn Europa ist ein Gebilde mit ungleicher Verteilung, und die Billiglohnländer grenzen nach dem Fall des Eisernen Vorhangs an die reichen Westeuropäer.¹⁰ Technischer Fortschritt (in Transport-, Kommunikations-, Kühlungs-, Produktions-, Verladetechniken) macht aber auch Sri Lanka zu einem „Nachbarn“. Ein barrierearmer Markt tendiert zur Konvergenz seiner Wertgrößen, und das muss nicht zwingend darauf hinauslaufen, dass die ganze Welt endlich so reich wird wie Mitteleuropa. Konvergenz kann in beide Richtungen wirken: Starke Konkurrenz kann Einkommen, Preise und Lebensstandard der globalen „Oberklasse“ senken. Wir kennen freilich auch die Gegenargumente, die für eine weiterhin unbestrittene Führungsrolle der westlichen Staaten genannt werden: Cluster, Fühlungsvorteile, Komplementaritäten, Wirtschaftskultur. Das sind die Stärken Europas. Aber ob sie klassische Marktgesetzmäßigkeiten überkompensieren können, steht dahin. Zudem lässt sich fragen, ob die Vorteile aufrechterhalten werden: etwa die besondere Leistungsfähigkeit der Arbeitskräfte, ihre Disziplin, ihre Leistungsbereitschaft, ihr Qualifikationsvorsprung. Kurz und gut: Europa hatte ein formidables halbes Jahrhundert. Die reale Durchschnittskaufkraft hat sich vervielfacht. Aber es ist nicht absehbar, wie sich die Erfolgsgeschichte wiederholen ließe. Die Entwicklung könnte in den nächsten Jahrzehnten – nicht allzu rasch, aber stetig – ein bisschen abwärtsschlittern.

1.3 Die Grenzen der Qualifizierung

Das große ökonomische Potenzial, das Europa seinerzeit zu nutzen verstand,¹¹ wird heute allgemein in China gesehen.¹² Allerdings wird China für seinen Aufholprozess ein Jahrhundert brauchen, und in dieser Zeit mag es manche retardierenden Effekte geben. Solange jedoch dieser Prozess läuft, müssen die Industrieländer ihren Ideenvorsprung im Ausmaß ihres Lohnvorsprungs halten.¹³ Damit kommt der „einfache Kapitalismus“ an

sein Ende. Die Lösung, mittels derer sich die westlichen Länder behaupten wollen – Konzentration auf *Hightech*-Produkte – klingt einleuchtend, und sie hat essenziell mit Verteilung und Ungleichheit zu tun. Der übliche Vorschlag lautet: mehr Innovation, mehr Bildung, mehr Qualifizierung.

Das Innovationsproblem ist schwierig: Im Zuge allgemeiner Beschleunigung werden Zeitspannen bis zur Diffusion von Errungenschaften immer kürzer. Ob man mit der schmalen Bandbreite hochinnovativer Zweijahresvorsprünge in der Produktpalette eine Volkswirtschaft betreiben und die Massenbeschäftigung sichern kann, steht dahin.

Das Qualifizierungsproblem ist ebenso schwierig: Es gibt Indizien dafür, dass sich (durch technischen Fortschritt und durch den Prozess der Globalisierung) eine Qualifikationsverteilung entwickelt, bei der zwei Pole für Arbeitskräfte bestehen. Man braucht auf der einen Seite hoch qualifizierte Arbeitskräfte, auf der anderen Seite weitgehend unqualifizierte. Die „Mittelklasse“ – der klassische qualifizierte Handwerker, die herkömmlichen Maturantenstellen – scheint abzubröckeln. Deshalb ertönt der Ruf nach Qualifizierung.

Unqualifizierte Arbeitskräfte stehen reichlich zur Verfügung, einerseits auf Grund schwindender Nachfrage, andererseits durch das steigende Reservoir der Immigranten. Aber die qualifizierten Arbeitskräfte sind knapp: Können Menschen in beliebigem Maße höher qualifiziert werden? Wie immer man Sozialisationsprozesse modelliert, üblicherweise kommt eine Normalverteilungskurve heraus, mit vielen durchschnittlichen Begabungen; eine Verteilung mit einem „Gipfel“ in der Mitte. Wenn die Wirtschaftsstruktur allerdings eine zweigipfelige Verteilung verlangt (wie wir in übertriebener und stilisierter Form annehmen könnten), dann ist dies mit realen Menschen schwer zu bewerkstelligen. Die durchschnittlichen Begabungen wären überflüssig, zwei „Hügel“ auf den beiden Polen der Qualifizierungsskala wären verlangt. Auf der oberen Seite der Skala gibt es möglicherweise einen Mangel an qualifizierten Arbeitskräften, der die wirtschaftliche Entwicklung behindert; auf der unteren Seite sammeln sich einheimische unqualifizierte Jobsuchende, ergänzt durch unqualifizierte Einwanderer, ein Angebotsüberschuss an unvermittelbaren Arbeitskräften mit politischem Konfliktpotenzial. Damit wäre die Lösung – der generalisierte *Hightech*-Standort – eine ziemlich unplausible Vision.¹⁴

2. Das Ende des okzidentalen Kapitalismus

2.1 Das Ende des westlichen Imperiums

Im letzten halben Jahrhundert war die westliche Welt die globale Luxusecke. Die Zweite Welt war viel weiter hinten, als man dachte, und aus der Dritten Welt schien ohnehin nichts zu werden. Japan war eine Ausnahme,

aber die langjährige Wirtschaftskrise hat es mittlerweile zurückgeworfen, und das schlechte politische System mindert seine Entwicklungschancen. Dann folgten die asiatischen Tigerstaaten. Aber das änderte nichts Grundsätzliches. Die USA waren das Zentrum des westlichen Imperiums. Nun aber entsteht ein neuer Kapitalismus, und es formiert sich eine neue globale Politiklandschaft. Der Kapitalismus ist nicht mehr okzidental, er ist global; und er mag am Ende dieses Jahrhunderts vor allem asiatisch sein.

Im letzten halben Jahrhundert haben wir in einem amerikanischen Empire gelebt. Das Römische Reich dient üblicherweise als Modell für ein Imperium; auch dort gab es Länder in unterschiedlichen „Assoziierungsverhältnissen“, von schlichten Vasallenstaaten bis zu Ländern, deren Beistands- und Freundschaftsverträge bloß die Abhängigkeit kaschierten. Die USA sind ein besonderer Fall: Sie verbinden auf einzigartige Weise Machtinstinkt und Missionarismus: das exzeptionelle Land, die Musterdemokratie, „*the greatest country of the world*“.¹⁵ Die Machtpolitik wird von Seufzern darüber begleitet, dass es die „Bürde Amerikas“ sei, die Welt sich ähnlich zu machen, zum Nutzen der Betroffenen.¹⁶ Seit dem Zusammenbruch der Ost-West-Architektur ist der amerikanische Vormachtanspruch gut verankert, und der Terroranschlag 9/11 hat eine Strategie, die auf der Suche nach ihrer Rechtfertigung war, gefördert. Die amerikanische Vorherrschaft ist vorderhand unangetastet, allein schon wegen der exorbitanten Militärausgaben, die sich auf etwa die Hälfte der weltweiten Militärausgaben belaufen. Aber die amerikanische Wirtschaft ist in einer Schieflage, und viele Beobachter sagen das Ende des US-Empires voraus.¹⁷

Wesentliches Element der Hegemonie der Vereinigten Staaten ist ihre militärische und (immer noch) wirtschaftliche Stärke, also die *hard power*, verbunden mit dem Willen, diese Stärke auszuspielen. Die zweite Komponente ist die Vorherrschaft über die Kultur der Welt: die Prägung der internationalen Nachrichtenwelt (von CNN bis Herald Tribune); die Attraktivität der amerikanischen Universitäten für die jungen Eliten (*brain drain*); amerikanische Zeitgeistzeitschriften und Denkfabriken (als Produzenten von Denkmustern); US-Filme und Fernsehen (als Exporteure eines Lebensstils und einer Verhaltensweise); Lehrbücher; die englische Weltsprache. Politik ist Kampf um Weltdeutungen, und Amerika hat dabei die Nase vorne. Das ist die Stärke der *soft power*. Dazu kommt noch eine Kategorie, die Walter Russel Mead (2004) als *sticky power* bezeichnet hat: das Setzen von Spielregeln, die den Machthaber begünstigen, insbesondere auch in internationalen Organisationen, ob das nun im Handel, im Bankwesen oder in der Wissenschaft ist.

Gerade die Spielregelkompetenz hat auch in der Vorgeschichte der Wirtschaftskrise eine bedeutende Rolle gespielt. Aber diese Krise hat

zugleich die Superiorität des amerikanischen Modells angetastet. Die politische Hegemonie der USA ist angeknackst, insbesondere durch die zwei laufenden Kriege, die kräfteraubend sind. Andere Schwächen kommen dazu, etwa die enge Bindung an Israel: Wer solche Freunde hat, braucht sich vor seinen Feinden nicht zu fürchten. Der südamerikanische Hinterhof wird selbstständig. Zugleich rüstet China stark auf, Russland schafft es nicht. Aber Russland ist verärgert, weil die NATO näherrückt. Zudem geht es um Ehre, Ansehen, Respekt; um das traditionelle Gefühl von „Größe“; um die Beseitigung der Erinnerung an die „Erniedrigung“, die mit dem Verlust der Großmachtstellung einhergeht. Eine zukunftssträchtige Wirtschaft kommt in Russland zwar nicht in Schwung, und auch die militärische Stärke ist begrenzt, doch das Potenzial ist ausreichend, um im Bedarfsfall ein unübersehbarer „Störfaktor“ zu sein.¹⁸ Die Empfindlichkeit gegenüber einer „Erniedrigung“ trifft auch auf die islamische Welt zu, in der allerdings, im Unterschied zu China, keine wirtschaftliche Belebung zu verzeichnen ist; was bedeutet, dass sich Ressentiment und Wut auch in Zukunft gewaltsam äußern werden.

Europa weiß noch nicht, was es will, nach seiner „Absence-Zeit“ des letzten halben Jahrhunderts.¹⁹ Es befindet sich bislang eher in der Rolle eines „luxuriösen Protektorats“ der USA mit gewisser, beschränkter Mitbestimmung.²⁰ Auch wenn im Zuge der Wirtschaftskrise 2008 eine gewisse Entschlossenheit an den Tag gelegt wurde, verlässt sich Europa doch darauf, dass im Bedarfsfall, zumal im Fall einer bewaffneten Gefährdung, die USA eingreifen werden, und somit überlässt man die leidige Weltpolitik weitgehend den Amerikanern. Für die USA hat Europa freilich an strategischer Bedeutung verloren. Das Glacis hat sich nach Osten verschoben, deshalb sind jene Staaten wichtiger, die an die Sowjetunion grenzen oder eine „Einkreisung“ Chinas ermöglichen. Europa ist kaum noch potenzielles Schlachtfeld, allenfalls ein guter Handlanger zur Beaufsichtigung der Türkei und zur Sicherung des „Hinterlandes“. Die Wirtschaftskrise hat allerdings klargemacht, dass letztlich die beiden europäischen Großmächte Frankreich und Deutschland das Ruder in die Hand nehmen, während der Rest der europäischen Institutionen mehr der Dekoration und der Inszenierung von Gemeinsamkeit dient.

Wirtschaft beeinflusst Politik – das sollte keine Neuigkeit sein. Die riesigen Gelder, die sich in den *emerging markets* ansammeln, werden zu weiteren Veränderungen der Machtverteilung führen. Überkonsum in den USA, Übersparen in Asien: Zur Zeit werden diese Gelder in Dollars gehalten beziehungsweise in amerikanische Staatsanleihen investiert, aber es gibt genug Geld, das eine sinnvolle Anlage in den westlichen Ländern sucht. Die Spätphase des Ölzeitalters zusammen mit dem Aufschwung Chinas wird zu beträchtlichen Einkaufszügen von Ländern aus Asien und dem Nahen Osten im westlichen Wirtschaftsleben führen, was nicht nur

eine ökonomische Stärkung, sondern auch eine stärkere politische Gewichtung für Länder wie Russland oder China bedeutet. Es ist im Grunde auch eine politische Frage, ob es den westlichen Ländern gleichgültig sein kann, dass die staatlichen Fonds aus Russland und China die Kernelemente des westlichen Industriesystems in Händen haben – und sich auf dem Weg über entsprechende Industriebeteiligungen nicht nur das westliche Know-how unproblematisch aneignen können, sondern auch politischen Einfluss gewinnen.

Wir erleben also eine widersprüchliche Situation: einerseits den endgültigen Siegeszug des Kapitalismus, andererseits die Schwächung der westlichen Machtsphäre. China hat den Eindruck, dass es auch den Kapitalismus besser machen kann als der Westen – vielleicht gar einen „neuen Kapitalismus“ erfinden.

2.2 Das Ende der asiatischen „Zwischenzeit“

Das „Reich der Mitte“ liegt zwar noch nicht in der Mitte, aber auch nicht mehr an der Peripherie der Welt. Allerdings hat China mit interner Migration und Ungleichheit, hoher Arbeitslosigkeit und Korruption zu kämpfen, und die politische Parallelentwicklung zur wirtschaftlichen bleibt abzuwarten. Klassische Theorien (etwa im Gefolge von Friedrich von Hayek und Peter L. Berger) würden annehmen, dass eine autoritäre politische Ordnung auf Dauer einem marktwirtschaftlichen Entwicklungsprozess nicht standhalten kann,²¹ und in der Tat können noch reichlich retardierende Effekte auftreten. Allerdings sind zwei der Entwicklung förderliche Aspekte zu berücksichtigen.

Erstens: China unterscheidet sich, nicht nur wegen seiner Größe, von anderen Ländern mit Entwicklungsrückstand. Es hat ein starkes Selbstbewusstsein, welches aus der Überlieferung stammt, eine alte Hochzivilisation zu sein, die über einen langen Zeitraum in der Geschichte viel fortgeschrittener war als der Rest der Welt; ja es war gerade die eigene Überheblichkeit, die in der beginnenden Neuzeit in eine Abkoppelung von der Dynamik der übrigen Welt geführt hat, weil man sich als „Reich der Mitte“ selbst genug war. In seinem Selbstbewusstsein ist China allerdings den USA ähnlich. Es ist der festen Überzeugung, dass die letzten zweihundert Jahre gleichsam ein Irrtum der Geschichte gewesen sind, den es nun rasch zu bereinigen gelte – sodass China bis zur zweiten Hälfte des Jahrhunderts seinen gebührenden Rang als hegemoniale Weltmacht einnehmen könne.²² Derartige Vorstellungen werden in Asien keineswegs als billige Illusionen eingeschätzt.

Zweitens: Die Länder Asiens sind keineswegs nur kostengünstige Produktionsstätten, so wie dies in den letzten Jahrzehnten für andere Länder der Dritten Welt typisch war. Sie haben eine kompetitive Steuerpolitik und

tätigen riesige Investitionen in Forschung und Entwicklung; man kann die Ergebnisse an Patentanmeldungen und Publikationen in wissenschaftlichen Zeitschriften abzählen. Das aber sind die Zukunftsressourcen. Es sind auch komplexe Produktionsprozesse und Entwicklungslabors, die von westlichen Firmen nach Asien verlegt werden. Keiner getraut sich derzeit, eine Prognose für eine globale machtpolitische Rangordnung in der zweiten Hälfte des 21. Jahrhunderts zu stellen.

Das amerikanische Imperium ist ein relativ freundliches Imperium, und es bleibt bis zur Mitte des Jahrhunderts bestehen. Es steht kein westlicher Kollaps vor der Tür, eher ein langsamer Verschiebungsprozess. Persönlich würden die meisten unter den gegenwärtigen Umständen ein amerikanisches Imperium einem chinesischen Imperium vorziehen – doch Letzteres könnte bis zum Ende des Jahrhunderts eine nicht unplausible Alternative sein.²³

3. Das Ende der berechenbaren Ökonomie

3.1 Spekulationskapitalismus

Im letzten halben Jahrhundert hat man, mit unterschiedlichen Akzentuierungen, geglaubt, die Unberechenbarkeit der Wirtschaftsentwicklung in den Griff bekommen zu haben. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich die westlichen Länder zunächst auf den Keynesianismus verpflichtet, vermittels dessen man vermeint hat, die modellhaft abbildbaren Konjunkturschwankungen ausgleichen oder mildern zu können. Nachdem in der Ölkrise der 1970er-Jahre die keynesianische Politik durch das gleichzeitige Auftreten von Inflation und Stagnation sowie durch politische Performanzdefizite diskreditiert worden war, gewann das neoliberale Modell an Boden. Die Wirtschaftsentwicklung schien stabiler zu verlaufen, ja sogar die Konjunkturschwankungen wählte man als obsolekte Relikte der Vergangenheit einstufen zu können. Um die Jahrhundertwende schließlich glaubten viele, nicht zuletzt unter dem Eindruck einer weltfremden ökonomischen Theorie, selbst für die Risiken finanzieller Portefeuilles risikobeseitigende Algorithmen gefunden zu haben. Seit den Siebzigerjahren hatte sich – nicht zuletzt durch intensive Überzeugungsarbeit einschlägig subventionierter Denkfabriken – der Eindruck verbreitet, dass wirtschaftliche Instabilitäten auf staatsinterventionistische Dummheiten zurückzuführen seien, während befreite Märkte einen stabilen Regelmechanismus gewährleisten. Seit den Achtzigerjahren wurde deshalb die Finanzwirtschaft zunehmend „freigesetzt“, das heißt von den üblichen Regeln und Begrenzungen entlastet. Die „junk bonds“ haben Erwartungen geweckt. Die Deregulierung von Netzwerkindustrien hat neue Märkte geschaffen. Neue Rechnungslegungsvorschriften haben fantasievolle Unternehmens-

darstellungen ermöglicht. Pensionsfonds haben Spielkapital bereitgestellt. Und man wollte nicht wahrnehmen, dass Finanzmärkte anders funktionieren als Gütermärkte.

Immerhin gab es im betrachteten Zeitraum mehrere größere Krisen, zunächst an der Peripherie, von Lateinamerika bis Ostasien; dann aber auch im Herzen des westlichen Systems. Erstens haben die Fusionen der Neunzigerjahre gezeigt, wie sich vereinzelt kurzfristig hohe Gewinne lukrieren lassen; aber letzten Endes landeten diese Projekte fast durchwegs im Verlustsektor. Zweitens platzte nach der Jahrhundertwende die große IT-Blase, die dot.com-Krise brach aus. Als Drittes folgte der Immobilienboom, der seit 2007 Stück für Stück zusammengebrochen ist und zum Vorspiel und Auftakt der gegenwärtigen Wirtschaftskrise gehört. Das Paradigma einer endgültig beherrschbaren Ökonomie ist in den letzten Jahren zerbröselt. Nur die Politik muss aus Marketinggründen so tun, als hätte sie diese Prozesse im Griff.

Der *Mainstream* der akademischen Ökonomie hat zu diesen Veränderungen nicht viel zu sagen. Beschreibungen ökonomischer Rationalität und Berechenbarkeit kollidieren mit der Wahrnehmung manisch-depressiver Märkte und hasardierender Institutionen. Beschreibungen selbstregulierender Märkte kollidieren mit den Bildern ihrer erratischen Zuckungen. Beschreibungen der Verantwortlichkeit und Zurechenbarkeit ökonomischer Entscheidungen kollidieren mit einer Wirklichkeit, in der es nach der Wahrnehmung vieler Beobachter um die Privatisierung der Gewinne und die Sozialisierung der Verluste geht.

Die Finanzwirtschaft hat sich offensichtlich von der Realwirtschaft abgelöst. Während die Performanz der Realwirtschaft, gemessen an Produktivität und Profitrate, nicht allzu beeindruckend erschien, glaubte man, einen neuen ökonomischen Kontinent gefunden zu haben, auf dem sich ungeahnte Schätze heben ließen. An die Stelle des früheren Konjunkturzyklus ist deshalb der Zyklus der Blasen, der „*bubble cycle*“, getreten. Es handelt sich um Märkte, die nicht, wie übliche Märkte, dem Gleichgewicht zustreben, sondern die systematisch Booms und Krisen produzieren. Sie funktionieren durch Blasen, und diese stellen ein neues Verteilungsspiel dar: Investoren glauben, nicht zu Unrecht, auf diese Weise mehr aus den Produktionsprozessen herausziehen zu können als durch die üblichen Geschäfte. Alle halten die Augen offen nach neuen gewinnträchtigen Booms, und wegen der sich selbst erfüllenden Prophezeiungen werden diese auch stattfinden. Der „schwere“ Kapitalismus wurde nicht nur durch den „leichten“ Kapitalismus des Wissens und der Virtualität ersetzt, sondern durch einen „federleichten“ Spekulationskapitalismus.²⁴

Die Show geht weiter. Die Wirtschaftskrise war ein kurzer Dämpfer, mittlerweile ist die Wall Street zurück. Die jüngste Wanderung des Kapitals erfolgt möglicherweise zu den Rohstoffen, wo die nächste „Blase“ stattfindet.

den könnte.²⁵ Die fünf größten Banken in den USA sind größer als zuvor, ihre Eigner und Manager sind reicher geworden, und sie haben Anfang 2010 bereits wieder begonnen, mit dem Geld anderer Leute dieselben Spielchen zu spielen. Nur jene, welche die Zeche zahlen, sind aus ihren Häusern vertrieben oder bekommen ihren Kleinbetrieb nicht mehr in Schwung. Dafür gibt es anderswo neue Rekordmeldungen: bei den geplatzten Immobilienkrediten und bei den Bonuszahlungen für Manager. Die Politik kann offenbar nicht viel steuern, sondern muss für die Feuerwehraktionen sorgen. Ansonsten beschränkt sie sich auf Kommentare zu den Geschehnissen, doch die wesentlichen Akteure hören nicht hin.

Noch schlimmer: Man könnte bestimmte Phänomene der jüngsten Zeit als Übertragung der Blasenlogik auf andere Bereiche verstehen – beispielsweise auf die Pharmabranche. Wenn es gelingt, (positive oder negative) Erwartungen in den Köpfen der Menschen aufzubauen, wie gerechtfertigt oder illusionär diese auch immer sein mögen, dann besteht Handlungsdruck für die Politik und Absatzchance für die Industrie. So kann man in Erwartung einer Epidemie Produkte unter die Leute bringen, von denen – ähnlich wie bei den Derivaten des Finanzlebens – keiner weiß, ob und wie sie wirklich wirken. Irgendwann platzt die Blase, es stellt sich heraus, dass alles nur Illusion war, aber die Geschäfte sind gemacht.

3.2 Triumph des Spielkasinos

Das System der neuen globalen Finanzwirtschaft lässt sich mit den folgenden Verteilungsaspekten beschreiben. Wenn große Mengen von Kapitalien verfügbar sind²⁶ und eine illusionäre-profitable Stimmungslage²⁷ erzeugt werden kann – auch auf der Seite der Konsumenten, denn der Immobilienboom hat nicht zuletzt durch gut gemeinte Umverteilungsinitiativen („ein Haus für jeden“) begonnen –, dann entsteht eine gewisse Dynamik. Eine allzu schnelle Moralisierung (das „Gier“-Argument) verstellt in dieser Lage jede Erkenntnis des Geschehens. Freilich gibt es viele gierige Menschen; aber das Problem besteht viel eher darin, dass Gier und Abenteuerlust nicht, wie es dem Wesen des abendländischen Kapitalismus entspricht, durch Bürgergeist und rationales Kalkül aufgewogen oder ausbalanciert werden. Wer in kollektive Töpfe greifen kann, der tut dies, wenn er nicht gehindert wird. (Oder in einer vorsichtigeren Formulierung: Es finden sich immer genug Leute, die in einer solchen Situation in die Töpfe greifen.)

Aber es ist noch schlimmer: Es sind unentrinnbare Blasen. Kaum jemand kann sich ihnen entziehen. Für die Akteure auf bestimmten Märkten wurde die Teilnahme an riskanten Spekulationsgeschäften beinahe unvermeidbar. Denn in einem nicht-domestizierten finanzwirtschaftlichen Freiraum setzen jene, die in einen boomenden Markt einsteigen, Stan-

dards für Erwartungen und Anforderungen. Wenn rundherum überall jährliche Erträge von 15 Prozent lukriert werden, tut sich jedes Management, welches seine Aktionäre mit der Hälfte dieser Erträge oder noch weniger zufriedenstellen möchte, schwer. Selbst wenn man weiß, dass es sich um eine „Blase“ handelt, die ganz unrealistische Werte generiert und irgendwann zusammenbrechen wird, „muss“ man einsteigen – und hoffen, dass man den richtigen Zeitpunkt erkennt, an dem es auszusteigen gilt. Es ist also rational, an der Panik teilzunehmen; und dies ganz besonders dann, wenn man selbst an der Erzeugung und Steuerung einer „optimistischen Panik“ beteiligt sein kann.²⁸

Blasen, Derivate, Spekulationen – das alles ist ein Umverteilungsspiel. Wirtschaftliche Werte können sich auf Grund entsprechender Erwartungen von der realen Entwicklung entfernen, aber diese können nicht in alle Ewigkeit nach oben weisen. Nun ist dies kein Naturgesetz, es gibt aber Interessenten an jenen Fiktionen, die das Spiel tragen. Das heißt, die Wirtschaftskrise wird gewollt und geplant: Professionelle Akteure steigen in frühen Phasen ein und verkaufen rechtzeitig; Amateure kaufen zu spät und fallen am Ende auf die Nase (und manchmal irren sich auch etliche Professionelle). Es werden keine Werte geschaffen, sondern es wird umverteilt. Wenn man es auf die soziale Landschaft abbilden möchte, dann handelt es sich um eine durch Gewinn- und Partizipationsgaukeleien bewirkte Umverteilung von der Mittelschicht nach oben. Die Unterschicht wird auf andere Weise „abgeräumt“, durch generöse Kreditvergabe und durch die Vorspiegelung von Gewinnchancen durch Spielen.

4. Das Ende der Leistungsgesellschaft

4.1 Jenseits der harten Arbeit: Spielen

Im letzten halben Jahrhundert konnte man – mit einiger Berechtigung – von einer Leistungsgesellschaft sprechen, trotz aller Brüche und Verzerrungen. Aber es herrschte zumindest das Verständnis vor, dass man für harte Arbeit belohnt wird. Seit den 60er- und 70er-Jahren war es das Wirtschaftswunder, welches die Leistungsversprechen einzulösen schien. Mittlerweile sind die Märkte „härter“ geworden, aber gleichzeitig bricht die Plausibilität einer Leistungsgesellschaft zusammen.

Der Markt hat nicht notwendig mit dem Leistungsprinzip zu tun. Schon Friedrich von Hayek hat – mit Recht, soweit sein Argument reicht – darauf aufmerksam gemacht, dass der Markt mit „sozialer Gerechtigkeit“ nichts zu tun hat, und das lässt sich auf den gerechten Lohn für Leistung erweitern. Aber es geht noch weiter. Der moderne Markt hat wohl seinerzeit (in einem tayloristischen System) „Leistung“ gemessen; denn die Zahl von Schweißpunkten am Fließband ist in der Tat leicht messbar. Der post-

moderne Markt hat es vielfach mit unmessbaren Aktivitäten zu tun, mit Ideen und Überzeugungen, und er ersetzt deshalb das Leistungsprinzip weitgehend durch das Erfolgsprinzip.²⁹ Erfolge rechtfertigen jede Art von Einkommen, aber sie sind nicht notwendig an Leistung gekoppelt. Deshalb läuft die Propaganda darauf hinaus, dass jede Art von Erfolg, worauf immer sich dieser auch gründet, als Rechtfertigung für Remunerationen angesehen wird. Das alte Rahmenwerk der Arbeitsorientierungen und der Einkommensrechtfertigungen gerät in Verruf.

Wenn man sich zunehmend nur noch für das Ergebnis interessiert, egal, wie es zustande gekommen ist, und wenn man sich an den „Spielgewinnern“, an den gefeierten Prominenten („celebrities“), ob an der Börse oder im Showgeschäft, orientiert, ist es naheliegend, dass sich weithin der Eindruck verbreitet, dass man durch harte Arbeit die Normalität des Lebens niemals überschreitet – und dass man, wenn man in dieser Normalität verbleibt, zugleich ein Verlierer ist. Die Einkommenslegitimierung von Spitzenmanagern erfolgt neuerdings denn auch auf die gleiche Weise wie jene von Superstars.³⁰ Denn üblicherweise haben wir es mit einem entrepreneurialen Mythos zu tun, der besagt, dass Manager für ihre höhere Rationalität oder superiore Intuition bezahlt werden. In Wahrheit werden sie, wie empirische Studien zeigen, für „Herdenverhalten“ bezahlt – indem sie tun, was alle tun, weil dies am leichtesten rechtfertigbar ist. Ein zweiter Aspekt ist die „Schrotgewehrmethod“: Manager wissen nicht, was sie tun, sie ballern mit dem Schrotgewehr in der Gegend herum und kreieren auf diese Weise ihre „Strategien“. Einige treffen notwendigerweise und werden als „Manager des Jahres“ gefeiert, die meisten treffen nichts und bleiben in der Versenkung. Zufallstreffer werden als Genialität etikettiert. Zudem sind asymmetrische Verträge vorteilhaft: an Erträgen partizipieren, bei Verlusten mit zusätzlichen Belohnungen aussteigen. Das nennt man „Marktkonditionen“ und „Leistungsträger-Risiko“.

Die Ideologisierung des heroischen Managerkapitalismus war in den letzten Jahrzehnten Komplement einer sich rasch verbreitenden Spielkasino-Mentalität, zu der auch der Aufstieg von Millionenshows, Ranglisten und Superstar-Konkurrenzen gehören. Besonders bei den Jugendlichen entsteht der nicht ganz unrichtige Eindruck, dass „harte Arbeit“ der sichere Weg ist, keinen Erfolg zu haben. Erfolg resultiert vielmehr daraus, dass man zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen ist; dass man die richtigen Aktien gekauft hat, weil man einen Tipp bekommen hat; dass man die richtigen Leute kennt, die einen zu den Geldquellen zulassen; dass man rechtzeitig ein paar „Gegengeschäfte“ vereinbaren kann, Provisionen, Prämien, Kickbacks; dass man den richtigen Bluff lanciert und einige über den Tisch zieht; dass man ein „Star“ wird.³¹

Die Botschaft ist: Die „außerordentlichen“ Gewinne – das ist der Platz, wo man hin muss, wenn man nicht auf der Verliererseite der Gesellschaft

vegetieren möchte. Erfolg ist Erfolg, und das Handeln ist an andere Normen nicht mehr gebunden. Deshalb sind neue Qualifikationen im Aufstieg: Selbstdarstellungskompetenz, Inszenierungsvermögen, Aufmerksamkeitsakquirierung, Vernetzung. Das sind die „Leistungen“, und sie produzieren eine entsprechende Verteilung von Einkommen und Vermögen. Die Leistungsgesellschaft wird zur Bluffgesellschaft. Ob diese Wandlung für eine unter Stress stehende Wissensgesellschaft (in einem globalen Wettbewerb) zukunftsfruchtig ist, lässt sich bezweifeln.

4.2 Jenseits der Verlässlichkeit: Hyperflexibilisierung

Zygmunt Bauman (2000) hat die Moderne eine „flüchtige“ genannt: „*liquid modernity*“. Alles Stehende und Ständische verdampft, wie es in einer klassischen Formulierung heißt, alles Feste gerät in einer Schwellenzeit ins Fließen, alle Institutionen, Weltanschauungen, Parteien, Unternehmen, Beziehungen, Religionen, Vertrautheiten. Das ist deswegen problematisch, weil es zur Tradition der Sozialwissenschaften gehört, auf die Wichtigkeit der Kompensation von individuellen Verunsicherungen und Unzuverlässigkeiten durch Institutionen hinzuweisen. Institutionen hemmen nicht nur, sie bieten auch Sicherheit. Der Abbau von Institutionen ermöglicht Freiheiten, er entlässt die Individuen aber auch in die Unsicherheit.

Die Verunsicherung der Männer und die Absicherungsstrategie der Frauen, die Berufserwartungen und die Einkommensansprüche, der kulturelle Sensationalismus, der Stress – alles drängt in wechselseitiger Verstärkung zur Auflösung konventioneller Verhältnisse des Zusammenlebens: „*disembedding*“.³² Nach der Schwellenzeit, in einigen Jahrzehnten, werden alle Verlässlichkeiten geschwunden sein. Flexibilisierungsbereitschaft und Verlässlichkeitsverzicht werden zu neuen sozialen Verteilungskriterien. Wer Karriere machen will, muss asozial sein – keinen Wert legen auf Familie, Freunde, Nachbarschaft. Er muss Ungebundenheit bereitstellen, jederzeitige Verfügbarkeit, generalisierte Einsatzfreude. Oder er gibt sich mit der Erfolglosigkeit zufrieden.

4.3 Jenseits der Lebenswelt: Kommodifizierung

Einst herrschte ein Bewusstsein davon, dass sich die großen geschichtlichen Potenzen – Staat, Wirtschaft, Kultur und Religion – wechselseitig in Balance zu halten hätten; dass sie jeweils unterschiedliche Ziele verfolgen und dass sich die eine Sphäre nicht gänzlich durch die andere ersetzen lässt. Dieses Balance-Paradigma schwindet in der Postmoderne. Der neue ökonomische Monismus drängt dazu, alle Sphären des Lebens auf ihre wirtschaftlichen Komponenten abzubilden. Auch die Unsicher-

heit wird im Kaufrausch niedergedröhnt. Das wichtigste Erlebnis: Kaufen. Identitätsaufbau durch Kaufen. Lebensglück durch Kaufen.³³ Das Monetäre wird zur Universalkategorie: Museen legitimieren sich durch Besucherzahlen. Gute Wissenschaft misst sich an Drittmitteln. Wenn es keine anderen Maßstäbe mehr gibt, bleibt nur Geld als Maßstab.

Aber der Mensch als (politischer) Bürger ist ein anderer als der Mensch als Produzent oder Käufer, der Wissenschaftler lebt in einer anderen Prinzipienwelt als der Manager, der Arzt in einer anderen Welt als der Priester oder der Marketing-Fachmann – oder zumindest bisher war es so. Der ökonomische Reduktionismus (alles ist ein Markt; alle Prozesse lassen sich als Angebots- und Nachfrageprozesse abbilden; alles lässt sich nach dem Schema des Managements behandeln) ebnet alle Sphären im Medium der Vermarktlichung ein – und dann darf man sich nicht wundern, wenn letzten Endes auch Ärzte und Wissenschaftler, Beamte und Politiker nur noch am Geld interessiert sind (und ihre eigentlichen Aufgaben so zurechtbiegen, dass sie auf die monetäre Schiene geraten). Die postmoderne westliche Gesellschaft wird zunehmend zu einer, in der man nur Gelächter erntet, wenn man vom „Gemeinwohl“³⁴ spricht. Das könnte nicht nur zu ungerechter Verteilung führen (was ohnehin nur wenige bewegt), sondern diese Gesellschaft könnte auch ein zu geringes Maß an Krisenbewältigungsfähigkeit aufweisen.

5. Das Ende der Mittelschichtgesellschaft

5.1 Von Kuznets zum *U-Turn*

Mit dem „Wirtschaftswunder“ des letzten halben Jahrhunderts können die westlichen Staaten zufrieden sein, trotz aller Jammereien. Tatsächlich wurden eine Vervielfachung des Sozialprodukts zustande und eine blühende spätmoderne Industrielandschaft und Wissensgesellschaft hervorgebracht. Westeuropa ist (zusammen mit den USA und einigen weiteren „Inseln“) der Luxusklub – im zeitlichen und örtlichen Vergleich.

Die wohlbekannte Kuznets-Kurve hat gezeigt,³⁵ dass traditionelle Gesellschaften eine relativ egalitäre Einkommensverteilung aufweisen; dass es im Modernisierungsprozess zu einer höheren Ungleichheit kommt, weil einige Branchen, Gruppen und Regionen sich rascher entwickeln; und dass in einer reifen (industriellen, demokratischen) Gesellschaft wieder eine höhere Egalität erreicht wird. Es könnte eine vierte Phase geben, jene der Wende, die *U-Turn-Phase*,³⁶ in der Gesellschaften der zweiten Moderne systematisch wieder ein höheres Maß an Ungleichheit hervorbringen. Empirische Untersuchungen zeigen, dass sich schon seit den Siebzigerjahren wachsender Wohlstand nicht länger ausgleichend auf die Einkommensverteilung auswirkt, vielmehr wird in den reichen Ländern die

Verteilung ungleicher. In den europäischen Ländern ist dieser Prozess durch wohlfahrtsstaatliche Umverteilung eine Zeitlang abgeschwächt worden, während sich in den Vereinigten Staaten die Sekundärverteilung (nach den Eingriffen des Staates) sogar mehr verschärft hat als die Primärverteilung (Einkommen aufgrund der Marktergebnisse).³⁷

Die neue Verteilungstendenz läuft nicht nur darauf hinaus, dass die Reichen mehr an Zuwachs bekommen als die Ärmere. Vielmehr bedeutet sie Realeinkommensverluste beziehungsweise Lebensstandardverluste für den größeren Teil der Bevölkerung. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts brachte eine außergewöhnliche Nachkriegsprosperität; Armut wurde marginalisiert, zu einem Randgruppenphänomen; Arbeitsplatzsicherheit erlaubte die Konzeption von Lebensläufen und Karrieren.³⁸ Doch nach einem Jahrhundert der Egalisierung von Einkommen werden Tendenzen zu einer neuen Polarisierung spürbar, aus technisch-strukturellen, aus global-wirtschaftlichen und aus machtpolitischen Gründen. Es sind Tendenzen zu einer neuen Klassengesellschaft, zumal in den USA, trotz vorläufiger Konsumrekorde.³⁹

5.2 Zerstörung der Mittelschicht

Die Makroverteilungsdaten werden auf der Mikroebene von einer Veränderung der Arbeitswelt begleitet. „Subjektivierung von Arbeit“,⁴⁰ „neues Prekariat“:⁴¹ wachsende Gruppen, die auf Dauer auf die Ausübung unsicherer, niedrig entlohnter und gesellschaftlich gering angesehener Arbeiten, ohne weitergehende Perspektive, angewiesen sind. Die Arbeitswelt wird „brüchig“. ⁴² Vor allem bricht die Mitte der Gesellschaft weg, durch das wenig qualifizierte Leiharbeiterpotenzial ebenso wie durch akademische „Sackgassenkarrieren“. „Negative Individualisierung“ bedeutet: Zersplitterung und Fragmentierung der sozialen Mitte, Diffusion sozialer, rechtlicher, materieller und beruflicher Unsicherheit, eine Kultur des Zerfalls. Prekärer als „Grenzgänger einer veränderten Arbeitswelt“: „Sie bewegen sich durch das unwegsame Gelände von Minijobs, Praktika, Leiharbeit, befristeten Tätigkeiten und staatlichen Unterstützungsleistungen. Sie stehen nicht mehr nur sporadisch oder periodisch, sondern dauerhaft zwischen Arbeitslosigkeit und Erwerbstätigkeit. Sie pendeln zwischen geförderter und nicht geförderter Beschäftigung, sie sind zwischen auskömmlicher Tätigkeit und Armut trotz Erwerbstätigkeit hin- und hergeworfen, sie kämpfen um die Aussicht auf stabile Beschäftigung und gegen berufliche bzw. arbeitsweltliche Ausschussdynamiken.“⁴³ Die Wirtschaftskrise hat solche Prozesse beschleunigt, schließlich ist gerade das industrielle Arbeitspotenzial besonders betroffen. Angst und Verunsicherung dringen weiter vor,⁴⁴ in Mittelschichten und Stammebelegschaften, mit folgenden Auswirkungen:

Erstens beginnen die Angehörigen der Mittelschicht ihre Positionen mit Zähnen und Klauen zu verteidigen. Manche öffnen sich deshalb für eine populistische Politik, die auf dem Ressentiment gegenüber anderen, insbesondere Ausländern, beruht: Solidaritätsabbau, Fremdenfeindlichkeit, steigende Aggressivität. Irgendjemand muss ja schuld sein, wenn alles zerbröckelt.

Zweitens zeichnet sich die Formierung eines gegenkulturellen Milieus ab: das Bild einer Unterschicht, die sich durch familiäre Verwahrlosung, Zielgruppenfernsehen, Bildungsdefizite und Billigkonsum vereinheitlicht, zunehmend auch kulturell gegen Aufstiegschancen und Aufstiegswillen abschottet⁴⁵ – das „abgehängte Prekariat“.⁴⁶ Aus diesem „Loch“ kommt man sein Leben lang nicht mehr heraus. Daneben entstehen Ausländermilieus, deren Bewohner sich oft in ähnlicher Lage befinden; und die unmittelbare Erfahrung der Konkurrenz fördert erst recht die wechselseitige Feindseligkeit.

Damit hängt der dritte Aspekt zusammen. Gerade die Arbeitnehmermitte verkörpert respektable Milieus, die sich durch ein besonderes Pflicht- und Arbeitsethos ausgezeichnet haben: „moralische Ökonomie“, „Professionsethiken“. Sie reagieren besonders empfindlich auf eine Unsicherheit, die sie als „Verrat“ empfinden. Ihre Reziprozitätserwartungen werden enttäuscht, und man kann nicht erwarten, dass sie jene Loyalität gegenüber dem Betrieb, der Institution oder der Gesellschaft, die gerade ihnen abverlangt wird, aufrechterhalten.⁴⁷ Warum sollten sie auch?⁴⁸ Das Modell „prekärer Grenzgänger“ findet sich nicht nur in industriellen Arbeitswelten, sondern dringt auch in den Bereich der öffentlichen Beschäftigung vor: Bildungs- und Gesundheitswesen, öffentliche Verwaltung, soziale Daseinsvorsorge.⁴⁹ Dort breiten sich Kurzfristbeschäftigte, Leiharbeiter und unechte Selbstständige epidemisch aus – sogar als Prekarisierung der Prekaritätsbearbeiter. (Das heißt: Sozialarbeit wird von subventionierten Vereinen mit entsprechenden prekäristischen Arbeitsverhältnissen erledigt.) Das verändert auf Dauer auch die Maßstäbe der Gemeinwohlorientierung und der öffentlichen Verantwortung.⁵⁰ Wissenschaftler hanteln sich von Projekt zu Projekt. Das honorige Briefauftragen wird Nebentätigkeit von Studenten. Die Polizei überlappt sich mit der Sicherheitsfirma. Da sind es nicht nur die materiellen Verhältnisse, die sich im Wandel befinden, sondern auch die Stimmungslagen, von denen diese Veränderungen begleitet werden: Wenn der Wohlfahrtsstaat zur zweiten Moderne wird, verändert sich die Sprache der Sozialintegration zum Vokabular einer Gewinner-Verlierer-Kultur.

5.3 Die gefühlte Unterschicht

Niedrigeinkommensbezieher in den reichen Ländern stehen unter besonderem Druck: durch die globale Abwanderung ihrer unqualifizierten

und arbeitsintensiven Tätigkeiten, durch die Konkurrenz der Endprodukte und Vorprodukte aus Billiglohnländern, durch die Einwanderung von unqualifizierten Arbeitskräften. Wenn die „industrielle Reservearmee“ zunimmt, geraten die Löhne unter Druck.

Aber auch viele Mittelschichtangehörige fühlen sich bedroht, weil das Normalarbeitsverhältnis und der Normallebenslauf Modelle geboten haben, wie sich nach gültigen gesellschaftlichen Regeln und Konventionen ein anständiges Leben konzipieren ließ.⁵¹ Der Ausstieg aus diesen Regelsystemen wird nicht unbedingt als Befreiung empfunden, so wie dies bei vielen plakativ vorgeführten Angehörigen der Kreativbranchen oder IT-Spezialisten der Fall sein mag. Verunsicherung greift um sich, es lässt sich nicht erkennen, was eigentlich geschieht.⁵²

Dass gerade in dieser Situation die herrschenden Schichten, insbesondere die Managerklasse, auch noch Hybris und Gier – gleichsam als „*conspicuous greed*“, als „demonstrative Gier“ (als Analogie zu Thorstein Veblens „*conspicuous consumption*“) – auf eine Weise ausspielen, als ob sie es darauf angelegt hätten, einen neuen Klassenkampf zu provozieren, ist umso verwunderlicher. Aber Aufsteiger, die sich durch nichts als durch ihr Geld definieren, haben das immer getan. Eigentlich waren schon beinahe alle überzeugt, dass die „Klassen“ abgeschafft wären, dass sich eine vielgestaltige Population in Lebensstile und Milieus auflöse – doch angesichts mancher Krisen und Skandale beginnt sich die Überzeugung zu verbreiten, dass man die „Klassenmodelle“ doch noch nicht archivieren sollte.

Verschärft wird die Situation durch die schon angedeutete Diskreditierung der Normalität. Die Gewinner im Kasinokapitalismus sind immer nur ganz wenige, während fast alle in der enttäuschenden Normalität verbleiben und sich als Verlierer fühlen dürfen. Deshalb wird nicht nur die Diskrepanz für die „Unteren“ riesig, auch die „Mittleren“ fühlen sich als Opfer. Denn es geht um Gefühle und Selbsteinschätzungen,⁵³ die der Sache erst Brisanz verleihen: Eine „gefühlte Unterschicht“ entsteht, die ein dichotomisches Gesellschaftsbild entwickelt und Ressentiments wachsen lässt.

6. Das Ende des generösen Staates

6.1 Das europäische Modell unter Druck

Das europäische Modell – der „rheinische Kapitalismus“ – hat sich immer an der Balance zwischen einer Gewährleistung der Marktdynamik und der Sicherung der Menschenwürde versucht.⁵⁴ Europa führt seine hohe Effizienz auf Sozialkapital zurück: auf die Grundlage einer gesicherten, menschenwürdigen Gesellschaft, unter Einschluss von Sozialpolitik.⁵⁵ Zur sozialen Marktwirtschaft bekennt sich jeder, auch wenn es unterschiedliche

Akzentuierungen gibt. Sie zielt auf Absicherung in prekären Lebenslagen und auf ein gewisses Maß an Egalisierung. Allerdings scheint die Selbstverständlichkeit dieses Modells dahinzuschwinden.

Ausgehend von der luxuriösen Lage am Beginn des 21. Jahrhunderts, zu der eine lange Phase des aufholenden Wachstums geführt hat, sind die fetten Jahre wohl vorbei: das große Sozialproduktswachstum, das große Staatsausgabenwachstum, das große Sozialstaatswachstum. Das „europäische Modell des Kapitalismus“ wird unter den neuen Bedingungen in Frage gestellt: das Modell der Kontinuität, mit verlässlichen Beziehungen zu Vorproduktlieferanten, mit stabilen Arbeitnehmerverhältnissen; mit viel Forschung und Entwicklung im eigenen Haus; mit abgeschirmten Märkten; ein „Hausbankensystem“ mit längerfristigem Horizont. Demgegenüber wird heute das „angelsächsische Modell“ des Kapitalismus empfohlen: mehr Flexibilität, Vorherrschaft der Finanzmärkte, *shareholder value*, Heuern und Feuern, Kurzfristorientierung. Die Wirtschaftskrise hat daran nichts grundlegend geändert; das europäische System federt besser ab, wird aber erst recht unbezahlbar. Freilich, in den USA scheint erstmals eine Gesundheitsreform unterwegs zu sein, und damit könnten die USA in die Liga zivilisierter Staaten Eingang finden.

Bedürfnisse und Erwartungen hängen von Erfahrungen ab. Die europäischen Länder haben ein halbes Jahrhundert hinter sich gebracht, welches in der Geschichte der Menschheit einmalig war. Es hat nach all den schrecklichen Geschehnissen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts einen raschen Wiederaufstieg gegeben, der eine stabile demokratische Ordnung gesichert und eine Vervielfachung der Einkommen und des Lebensstandards mit sich gebracht hat. Es war ein unglaubliches „europäisches Fenster“ – ein Fenster deshalb, weil sich dieses halbe Jahrhundert nicht annähernd wiederholen lassen wird. Dennoch sind nach diesen Jahrzehnten die Menschen an eine Situation gewöhnt, die für sie die „Normalität“ des Lebens dargestellt hat: starkes Wachstum und Einkommenssteigerung. Es herrscht eine „Fortsetzungsvermutung“,⁵⁶ und sie ist deskriptiver und normativer Art.

In deskriptiver Hinsicht glauben die Individuen, dass die Welt weiterhin so läuft, wie sie sie bisher kennengelernt haben. Alles wächst, alles verbessert sich. Die Fernsehschirme werden größer, die Kanäle zahlreicher, die Autos komfortabler, die Zahnkronen haltbarer, die Cafés vermehren sich, die Urlaube gehen über größere Distanzen, die Speisen werden exotischer.

In normativer Hinsicht glauben die Menschen, auf diese schönen Dinge und auch noch auf mehr ein Recht zu haben; und sie fordern von der Politik einzulösen, was sie immer versprochen hat: die ständige Bereicherung und Verbesserung des Lebens in allen seinen Dimensionen. Die Standards, unterhalb derer man sich „deprivilegiert“ oder „depraviert“ vor-

kommt, wachsen deshalb rasch an. Auch wenn alle (im Querschnitt und im Längsschnitt der Geschichte) im Luxus leben, fühlen sie sich unbehaglich, unterschätzt, eingeengt, arm, bedrängt.

Es handelt sich um eine Situation, die vielfach in den Sozialwissenschaften als „Revolution der Erwartungen“, als „Überforderungssyndrom“ oder als „Machbarkeitsillusion“ beschrieben worden ist – und die wohl selten in einer Radikalität wie in diesen Jahren aufgetreten ist. Eine Multioptionsgesellschaft erwartet sich nicht nur mehr Optionen: also mehr Lebensmöglichkeiten, mehr Einkommen, mehr Erlebnisse. Sie sieht den einzigen Sinn des Lebens darin, Optionen auszuweiten, sie zu intensivieren und auszuschöpfen. Eine Beschränkung der Optionen bedeutet nicht nur Absinken, Krise, Härte, Verzicht; sie bedroht den Lebenssinn schlechthin. Deshalb wird sie nicht nur mit Unbehagen betrachtet, sondern mit Entrüstung beantwortet.

6.2 Autonomieideologie und Opferideologie

Das konkrete Vehikel der Optionensteigerung ist der europäische Sozialstaat. Er war immer eine Angelegenheit der Balance, und diese Balance ist nach beiden Seiten hin gefährdet: hin zur libertären Demontage, ebenso aber auch hin zu einem autoritären Paternalismus. Auf der einen Seite herrscht eine heuchlerisch-abenteuernde Dschungelvariante, auf der anderen Seite ein unverantwortliches Schlaraffenlandversprechen. Dabei ist es nicht erforderlich, einmal mehr auf Pensionsgrenzen und Gesundheitskostenexplosionen hinzuweisen.

Es ist nicht ausgemacht, wohin die Reise gehen wird. Die letzten beiden Jahrzehnte tendierten in die angelsächsische Richtung: keine Hemmnisse für den freien Markt. Nach der Wirtschaftskrise werden die etatistischen Stimmen wieder lauter, und es wäre nicht ausgeschlossen, dass der starke Trend zum angelsächsischen Marktmodell eine Korrektur erfährt. Das muss nicht gut ausgehen; denn schwache Politik tendiert zur Schlaraffenlandvariante. Irrationale Wählerinnen und Wähler glauben gerne an Versprechungen, und für eine Politik mit begrenztem Zeithorizont und ohne Verantwortungsgefühl ist der Weg des Geldausgebens der einfachste. Die Maxime politischen Handelns lautet in diesem Fall: Wo immer ein Problem auftaucht, wir schaffen Abhilfe durch öffentliche Gratisangebote. Das hat auf Dauer einen Erziehungseffekt. Alle erwarten alles von den öffentlichen Institutionen. Es entwickelt sich ein neues Erfolgskriterium: Man muss sich erfolgreich als Opfer stilisieren. Das interessegeleitete Opfertum weiß, dass jede Leidensgeschichte den Zugang zu öffentlichen Geldern eröffnet. Aber die permanente Opferstilisierung, angefeuert vom politischen Versprechungszirkus, schafft auch die Überzeugung von der Opferhaftigkeit. Alle sind Opfer von allen anderen und daher zuschuss-

berechtigt. Opfer- und Verelendungsgeschichten werden auch von den Massenmedien geschätzt. Das ist nur ein Teil ihres Wirklichkeitsverlustes. Denn die Jammerberichte gehen problemlos einher mit Berichten über neue Verkaufsrekorde im Weihnachtsgeschäft, und auch die Mitteilung, dass die Autoindustrie eines ihrer besten Jahre hinter sich gebracht hat, mildert die Verdrossenheit der Deprivilegierten nicht.

Vielleicht strapaziert man die Metaphorik nicht allzu sehr, wenn man dem Verdacht nachgeht, dass sich die Staaten einem ziemlich ähnlichen Mechanismus anheimgeben wie die Finanzmärkte. Es sind ja nicht nur die nationalstaatlichen Budgets, die aus den Fugen geraten; vielmehr ist dies der Fall bei den österreichischen Bundesländern und vielen Gemeinden, wo in den nächsten Jahren nicht von einem Abbau, sondern von einer wahren Explosion der Budgets gesprochen wird. Diese Budgets konnten seit Jahren nur aufrechterhalten werden durch einen nur temporär machbaren Politikmix: erstens Ausreizung der Verschuldungsgrenzen; zweitens Verkauf aller Vermögenbestände; drittens Bilanzmanipulation (etwa durch Verkauf von Vermögen an eine hauseigene Gesellschaft zugleich mit Haftungsübernahme). Die beiden letzten Strategien sind weitgehend ausgereizt, die erste explodiert angesichts erhöhter und steigender Anforderungen. Man kann, ganz im Vokabular der Wirtschaftskrise, auch sagen: Es baut sich eine unglaublich große „Blase“ auf, die sich von allen Realitäten löst. Es wäre eigenartig, wenn es für öffentliche Einrichtungen keinerlei Grenze der Verschuldung gäbe. Wenn dies aber doch der Fall sein sollte, haben wir ein „*public bubble*“, das irgendwann platzen, also an die Grenze der radikalen Kreditverweigerung stoßen wird. Griechenland zeigt, wie man das macht.

7. Das Ende des ressourcenintensiven Zeitalters

7.1 Jenseits des Ölzeitalters

Im letzten halben Jahrhundert war das Wirtschaften einfach, denn man konnte aus dem Vollen schöpfen: genug Energie, genug andere Rohstoffe, genug Natur als Ablagerungsraum für beliebige Emissionen. Seit Jahrzehnten wissen wir, dass diese Epoche ihr Ende finden wird. Der Club of Rome hat in den 1970er-Jahren erstmals berechnet, was bis heute nicht widerlegt ist: dass es zwischen 2030 und 2050 „knapp“ werden würde – knapp an allem, weil Problemverschiebungen zwar möglich sind, aber letzten Endes keine stabile Entwicklung erlauben. Nun befinden wir uns am Gipfel („*peak*“) der Ölförderung oder schon darüber, und in drei Jahrzehnten ist das Ölzeitalter vorbei. Der wichtigste Input für den Wirtschaftsprozess versiegt und der schädigende Output des Prozesses überschreitet Desasterschwellen. Es wird ein anderes System werden. Es ist nicht

erforderlich, viel darüber zu sagen: Gesagt ist alles, getan ist wenig. Wir beschränken uns auf einige Verteilungsimplicationen.

Die arabischen Ölstaaten wissen um das Ende ihres zufälligen Reichtums und investieren in Tourismus, Alternativenergie und Datenverarbeitung. Russland weiß, dass es in den nächsten zwei Jahrzehnten von explodierenden Öl- und Gaspreisen profitieren kann; es wird einen Teil der Erträge in die Versorgung der eigenen Bevölkerung investieren und den Rest in den Ankauf westlicher Unternehmen, was dazu helfen sollte, den eigenen Betrieb ein wenig anzukurbeln. China versorgt sich mit Rohstoffen in Afrika und investiert in Technologien in aller Welt. Öl wird zum Machtfaktor, wenn es immer knapper wird und (für viele Verwendungen) nicht leicht substituierbar ist. Dann hat ein Land, das anderen im Winter jederzeit die Heizung abdrehen kann, unter welchem Vorwand auch immer, eine starke Position.

Energie wird es geben, aber keine billige Energie. Wirtschaftliche Strukturverschiebungen werden dann wirksam, wenn die Benzinpreise auf drei und fünf Euro pro Liter steigen werden, und es gibt keinen Grund, warum dies nicht der Fall sein sollte. Das wird auch Verteilungseffekte haben: Wenn die Energierechnungen auf das Dreifache steigen, sind mögliche Verbesserungseffekte bei Einkommen oder Lebensstandard aus den nächsten Jahrzehnten kompensiert. Selbst wenn es Jahrzehnte eines guten Wirtschaftswachstums sein sollten (was nicht sehr wahrscheinlich ist), fließt jede Verbesserung in die Energierechnung; eher aber ist wahrscheinlich, dass es deutliche Lebensstandardverluste gibt.

Mit dem steigenden Preis wird allerdings die Knappheit überwunden. Echte Alternativenergien werden bei kontinuierlicher Entwicklung ein paar Prozente des Energiebedarfs liefern können, aber sie bewirken keinen grundlegenden Umbau. Doch beim dreifachen Preis wird manches rentabel, etwa auch die Photovoltaik. Großzügige öffentliche Förderungen werden allerdings an mangelnden Ressourcen scheitern.

Manche spekulieren mit dem Blick auf Energiepreisentwicklungen auf einen Rückschlag für den Globalisierungsprozess, jedenfalls über eine Stagnation. Denn die steigenden Energiepreise werden die Transportkosten für alle Güter wieder erhöhen, und die Kostenvorteile aus der Vergrößerung von Schiffen und Hafenanlagen, aus technologischen Neuerungen (Container) sowie aus einer Intensivierung der Transporte sind ausgeschöpft.⁵⁷ Die ausgedehnten Verflechtungen werden somit weniger rentabel.

7.2 Diesseits der Umweltpolitik

In den 1970er-Jahren haben sich die Bücherregale mit einschlägigen Warnungen und Prognosen über den Klimawandel gefüllt. Seitdem gab es Verzögerungen und Blockierungen, jetzt belebt sich das Interesse an

dem Thema wieder, aber in den Inhalten hat sich in den letzten drei Jahrzehnten nicht viel verändert.

Bei der Klimafrage reagieren die Großinstitutionen wie seinerzeit bei der Tabakfrage: alles leugnen, was nicht bewiesen werden kann, und auch das noch leugnen. Wenn nicht mehr gelehnet werden kann, müssen mit Sorgfalt zusätzliche Untersuchungen vorgenommen, weitere Studien finanziert und Kommissionen eingesetzt werden. Wenn diese Varianten ausgeschöpft sind, bietet sich symbolische Politik an: Wärmedämmung subventionieren und grüne Forschungsprojekte fördern. Schließlich einigen jungen Wissenschaftlern einschlägige Preise verleihen. Sich mit Ökobauern fotografieren lassen. Einen autarken Gemeindebezirk loben. Eine Hochglanzbroschüre mit den Erfolgsberichten zusammenstellen. Da lässt sich schon einige Zeit gewinnen.

Für die Verteilungswirkungen der Umweltzerstörung gibt es ambivalente Antworten. Ulrich Beck hat seinerzeit gemeint, Umweltrisiken wären „demokratisch“, alle wären gleichermaßen betroffen. Er hat nur für bestimmte Kategorien von Risiken recht: Verteilungsneutralität gilt für atomare Strahlung, aber für manche der anderen Risiken gilt dies nicht. Für sie gelten Vulnerabilitätsdifferenzen. Reichere Gesellschaftsschichten haben bessere Vermeidungsmöglichkeiten, und oft gehen sie die Sache auch klüger an. Das betrifft etwa auch Bereiche wie den Nahrungsmittelsektor: Tendenziell zeichnet sich eine soziale Spaltung ab – Ernährungsgrundlage für die Mehrheit der Bevölkerung wird der industriell erzeugte und chemisch aufbereitete Massenfraß, während sich obere Schichten zunehmend mit gesunder und regionaler Nahrung versorgen. Das ist nicht nur ein Preisproblem.

Nach den jüngsten Erfahrungen (in der Post-Kopenhagen-Ära) muss man sich zu dem Eingeständnis durchringen, dass die Vermeidungsaktivitäten für den Klimawandel, die für die nächsten Jahrzehnte vorgesehen sind, zu spät kommen werden. Das soll nicht als übliche Fünf-vor-Zwölf-Panikmache verstanden werden, sondern als Überlegung zur abwägenden Ressourcenallokation, als Fünf-nach-Zwölf-Managementüberlegung: Ein Teil der Überlegungen und Anstrengungen sollte bereits der pragmatischen Vorbereitung auf das Desaster gewidmet werden. Bestimmte Pazifikinseln werden von der Landkarte verschwinden, Teile von Ländern werden überflutet (Bangladesh ist das berühmteste Beispiel). Umstellungen in der Landwirtschaft werden erforderlich sein. Der Tourismus wird neu aufgestellt werden müssen. Das wird zahlreiche Verschiebungen von Einkommensquellen mit sich bringen.

8. Das Ende der europäischen Homogenität

8.1 Kosmopolitisierung Europas

Im letzten halben Jahrhundert hat sich das Bild Europas weltweit verbreitet: die „Villa mit fünf Sternen“; „eine Sehnsucht, die kopflos, abenteuerlustig und mutig macht“; ein Synonym für „finanzielle Sorglosigkeit“, für einen Zustand, in dem es alles gratis gibt.⁵⁸ Dieses Bild hat sich über die Welt verbreitet, und es setzt Menschen in Bewegung.

Migration um 1900 – das hieß europäische Auswanderung in die USA, nach Australien, nach Südamerika, nach Südafrika. Hungersnöte, schlechte Wirtschaftslage, Konflikte; die Europäer eroberten die Welt, auf der Suche nach großen Chancen, und mit ihnen die europäische Kultur. Man sieht dies an der Gestaltung der Großstädte auf der ganzen Welt, an den Gepflogenheiten der Manager, an der Gestaltung von Kongressen und Restaurants, an Praktiken, Geschäften und Verkehrssystemen. Es ist kein Zufall, dass Hotels in aller Welt ziemlich ähnlich gestaltet sind und dass Geschäftsleute aus allen Ländern bei ihrem Treffen meistens dunkle Anzüge und Krawatten tragen, als ob sie sich in London eingekleidet hätten (und oft haben sie es getan).

Migration um 2000 – das sieht ganz anders aus. Die Wanderungsströme haben sich umgedreht: In weiten Teilen der Welt sieht man die großen Chancen in Europa, dem luxuriösen Paradies. Die ganze Welt kehrt nach Europa zurück, und längst findet der „Kampf der Kulturen“ nicht nur an den Grenzen der Kulturkreise statt,⁵⁹ sondern mitten in Europa, an den Peripherien der großen Städte, wo sich subkulturelle Milieus aus aller Welt etablieren. Menschen aus anderen Kulturkreisen branden nicht nur an die europäischen Dämme, sie haben sie längst überwunden, und der Zustrom hält an. Europa ist – nach der Statistik – ein bedeutender Einwanderungskontinent.⁶⁰ Es ist eine neue Epoche der Völkerwanderung; und Migration wird – in einem offenen Binnenmarkt – zwangsläufig zu einer Aufgabe der europäischen Ebene, die allerdings in dieser Frage Kompetenz- und Kohärenzprobleme aufweist.⁶¹

In dieser „Kolorierung“ Europas kehrt sich ein mehrhundertjähriger Homogenisierungsprozess um. Damit tun sich die Völker Europas schwer. Das ist selbst in Ländern wie Österreich der Fall, die doch aus nicht allzu lang dahingeschwundener Vergangenheit Erfahrung mit einem multikulturellen Gebilde haben sollten. Paradox ist es freilich, wenn sich an der Konfrontation von Christentum und Islam die Gemüter erhitzen, etwa an der Frage des Baus von Minaretten; dies auf einem Kontinent, dem wie nirgends sonst auf der Welt der Glaube gleichgültig geworden ist. Aber muslimische Religiosität wird nicht zuletzt deshalb zu einem Stein des Anstoßes, weil die EuropäerInnen grundsätzlich mit Religion, auch mit ihrer

eigenen, nicht mehr umgehen können.

8.2 Demografische Szenarien

Die demografische Schwäche Europas wird zur Buntheit beitragen. Zu einer steigenden Lebenserwartung gesellen sich stark sinkende Geburtenraten, und das führt zum Überhang einer alten Bevölkerung, mit all den bekannten Problemen für Pensionsausgaben und Gesundheitsausgaben. Es dürfte das erste Mal in der Geschichte sein, dass eine große Bevölkerung unter materiell gesicherten Lebensbedingungen den Entschluss fasst, aussterben zu wollen. Die Reduktion bei einer Geburtenrate von 1,3 oder 1,4 darf man nicht unterschätzen: Jede Generation schrumpft um ein Drittel, nach vier Generationen, also nach einem Jahrhundert, bleibt nur noch ein Viertel der Nachkommenschaft. Möglicherweise ist dies mit dem Blick auf die Arbeitsmarktlage gar nicht so übel, aber falls sich ein allgemeiner depressiver Zustand entwickelt, könnten auch Teufelskreise der Schrumpfung entstehen, wie in manchen Abwanderungsgebieten.

Man geht nun allerdings davon aus, dass der Bevölkerungsverlust durch Zuwanderung ausgeglichen wird.⁶² Diese Zuwanderung wird aber (wiederrum aus demografischen Gründen) nicht aus benachbarten europäischen Ländern, sondern aus anderen Kontinenten (und Kulturen) erfolgen. Ein Land, in dem drei Viertel seiner Bevölkerung im Laufe des letzten Jahrhunderts aus einer fernstehenden Kultur zugewandert sind, wird nun allerdings in der Tat ein „anderes Land“ sein. Schon auf dem Weg dahin wird man neue Arrangements finden müssen; etwa dann, wenn die Hälfte der Schulkinder in Wien im Jahr 2050 dem muslimischen Glauben angehören wird, wie demografische Institute errechnet haben.

9. Schlussbemerkungen

Es ist eine „Schwellenzeit“. Es gibt hinreichende Indizien dafür, dass das Erbe der Moderne weiterentwickelt wird, dass aber das 21. Jahrhundert (die Postmoderne oder der Spätkapitalismus) sich in so vielen Gegebenheiten vom Industrialismus des 20. Jahrhunderts unterscheidet, dass es sinnvoll ist, von einer neuen Epoche zu sprechen.⁶³ Brüche dieser Art haben es an sich, dass man keine üblichen Extrapolationen vornehmen kann. Brüche bringen etwas Neues, und über das Neue können wir nichts wissen, denn sonst wäre es nicht neu. Es gibt allerdings einige Trends, hinsichtlich derer es wenig plausibel ist, dass Gegenteilstendenzen oder Rückschläge auftreten. Damit gehen bestimmte Verhältnisse zu Ende, nicht mit einem Paukenschlag, sondern in einem langsamen Prozess. Die wirklichen Neuheiten werden erst die kommenden Generationen erleben, und darüber lässt sich wenig sagen. Allerdings steckt auch in diesem Zeitablauf ein

Verteilungsproblem: Eine Verpflichtung der gegenwärtig bestimmenden Generation wäre es jedenfalls, die Ausgangs- und Gestaltungschancen dieser kommenden Generationen nicht auf unzulässige Weise zu vermindern.

Anmerkungen

- ¹ Ich konzentriere mich – aus der Fülle möglicher Aspekte – auf einige wirtschaftliche und politökonomische Fragen, insbesondere auf Verteilungsfragen, mit denen konkrete Lebenschancen einhergehen. Dabei geht es mir weniger um die üblichen Indikatoren, sondern um die Verteilung von allgemeinen Lebenschancen zwischen West und Ost, zwischen absteigenden und aufsteigenden Ländern; die Verteilung innerhalb der Nationen, zwischen Oben und Unten, aber auch zwischen Einheimischen und Zuwanderern, zwischen Alten und Jungen, zwischen Unqualifizierten und Leistungsstarken, zwischen Spielern und ängstlichen Menschen. Ich danke für die Diskussionen nach meinem Vortrag im Kautsky-Kreis – und auch einige andere anregende Vorträge. Die Arbeit an diesem Aufsatz ist drittmittelfrei und deshalb nur der Wissenschaft verpflichtet. Geschlechternennungen werden teilweise verdoppelt, aus sprachästhetischen Notwendigkeiten oft aber auch konventionell gestaltet; gemeint sind dann natürlich immer beide Geschlechter.
- ² Gaddis (2005).
- ³ Friedman (2008).
- ⁴ Bach (2000); Beck, Grande (2005); Beck (1997); Greider (1998); Leggewie (2003).
- ⁵ Schumpeter (1953).
- ⁶ Fukuyama (1992).
- ⁷ Nolan (2006).
- ⁸ Fröbel et al. (1977).
- ⁹ Sinn (2006).
- ¹⁰ In den letzten Jahrzehnten hat sich zudem vieles getan: bessere Kommunikationsmöglichkeiten, günstigere Transportkosten, weniger rechtliche Schranken. Die Billiglohnländer liegen nicht nur in exotischen Regionen, der billige Weltmarkt beginnt an der österreichischen Grenze. Auch wenn die erfolgreicherer Nachbarn in zwei Jahrzehnten aufgeholt haben werden, dann liegen hinter ihnen Polen, Rumänien und Bulgarien; dahinter erstrecken sich die Ukraine und Russland; die Türkei ist auf der Schiene zur Mitgliedschaft in der Europäischen Union. Die Europäische Union sorgt sich um die Verteilungsfrage zwischen den Mitgliedsländern, aber selbst optimistische Prognosen rechnen mit einigen Jahrzehnten, die der Aufholprozess an der europäischen Peripherie benötigen wird. Die mediterranen Länder sind eine Welt für sich, wie neuerdings offenbar geworden ist. Die „weichen“ nationalstaatlichen Charakteristika sind freilich schwer einschätzbar: Ob es Ländern wie Rumänien gelingt, in absehbarer Zeit der Korruption Herr zu werden, ist nicht prognostizierbar, und doch ist es unbedingte Voraussetzung einer starken wirtschaftlichen Entwicklung.
- ¹¹ Landes (2006).
- ¹² Seitz (2006).
- ¹³ Die globale Verflechtung bedeutet – im Sinne der „neuen Außenwirtschaftstheorie“ – nicht, dass der internationale Handel zurückgeht, weil oder wenn alle Länder dasselbe produzieren; ganz im Gegenteil: Der größte Teil des internationalen Handels findet zwischen entwickelten Ländern statt, trotz der hohen Lohnkosten, und auch die Auslagerungen erfolgen ganz überwiegend zwischen Industrieländern. Die Beziehungen

zwischen Österreich und Deutschland sind intensiver als jene zwischen Österreich und Entwicklungsländern, trotz ähnlicher Löhne und Produktionsbedingungen in den Nachbarstaaten. Üblicherweise wird zugunsten der Industrieländer auch auf die Vorteile von Cluster-Bildung verwiesen, auf ein generell friedliches und überschaubares Umfeld, auf qualifiziertere Arbeitskräfte, auf „Fühlungsvorteile“, auf Größenvorteile, insgesamt auf eine höhere Produktivität und Produktionsqualität. Nun sind allerdings Länder wie China auf dem besten Wege, gerade in den Hightech-Dimensionen aufzuholen. China ist ein riesiges Land, und statistische Durchschnittswerte sagen nichts über die Leistungsfähigkeit. Es gibt Regionen (in der Größe europäischer Staaten), die durchaus so qualifiziert und leistungsfähig sind wie entwickelte Teile der westlichen Welt. (Auch die Frage, ob Europa an der hochtechnologischen Front der Weltentwicklung mithalten kann, ist beispielsweise nicht davon abhängig, ob Bulgarien unterentwickelt bleibt oder wenigstens ins Mittelfeld aufschließt; schlechter entwickelte Länder senken die durchschnittlichen Indikatorwerte, aber der Wettlauf wird in den Zentren der Entwicklung entschieden. Ähnliches gilt auch für die Regionen Chinas.) Paradoxerweise gäbe es kaum ein Problem, wenn China rasch zu einem entwickelten Land mit westlichen Löhnen würde: Dann gäbe es eine Arbeitsteilung wie mit anderen europäischen Ländern. So hat seinerzeit Japan aufgeholt, auch in Bezug auf dieses Land hat es Ängste gegeben, aber mittlerweile hat sich Japan als Partner in den Kreis der Industrienationen eingereiht. Tichy (2008) 674.

¹⁴ Problematisch für die westliche Welt könnte somit eine „Ungleichzeitigkeit“ werden: wenn einerseits Know-how (Humankapital, Forschung und Entwicklung) und institutionelle Zuverlässigkeit von Ländern wie China rasch erworben werden, zumindest in hinreichend großen Regionen zur Verfügung stehen, also der bestehende europäische „Ideen- und Qualitätsvorsprung“ schwindet, während andererseits Einkommen und sonstige (kostenintensive) Rahmenbedingungen in China erst in einem jahrzehntelangen Prozess „nachziehen“, weil es ein ausreichendes Reservepotenzial an billigen Arbeitskräften gibt. Dann gibt es keinen Grund, nicht in China zu produzieren. Zweites Problem: Schon mitten in diesen Prozessen könnten bestimmte Branchen („*lead markets*“) vollständig abwandern, wie etwa seinerzeit jene der Konsum-Elektronik, die für westliche Länder endgültig und unwiederbringlich verloren gehen – weil einfach das Know-how gar nicht mehr vorhanden ist, weil es uneinholbare Größenvorteile (*economies of scale*) für die marktbeherrschenden Betriebe gibt und weil die Märkte „aufgeteilt“ sind (Tichy [2008] 677). Der Verlust dieser Märkte und ihres Wissens kann wiederum üble Folgen für benachbarte Branchen haben.

¹⁵ Lipset (1997); Huntington (2004).

¹⁶ Kagan (2007) 27.

¹⁷ Bacevich (2008); Hobsbawm (2008).

¹⁸ King (2008).

¹⁹ Sloterdijk (1994) 27.

²⁰ Bergsten (1999); Matzner (2000); Ferguson (2005).

²¹ Hayek (1945); Berger (1992).

²² Jones (1991).

²³ Hachigian, Sutphen (2008).

²⁴ Strange (1986).

²⁵ Janszen (2008).

²⁶ Es beginnt mit der Verfügbarkeit großer Mengen von Kapital, welches weithin nicht mehr (wie das klassische Kapital) an der gedeihlichen Entwicklung von Unternehmen interessiert ist, sondern an einer kurzfristigen Profitabilität, anders als die klassischen Hausbanken und Unternehmerfamilien. Diese Kapitalien stammen aus verschiedenen Quellen, etwa aus den Erträgen von Energieressourcen, aus systematischen Leis-

tungsbilanzüberschüssen einiger Länder, aus der Abschwächung der staatlichen Altersvorsorge zu Gunsten privater Ersparnisse in großen Fonds. Eine weitere Quelle war die Erfindung von neuen Finanzmarktprodukten, die zur „wunderbaren Geldvermehrung“ eingesetzt werden konnten. Das heißt: riesige Kapitalmengen auf der Suche nach knappen Anlagemöglichkeiten. Das Wachstum des Finanzsektors hat auch eine Rolle gespielt bei der Erhöhung der Einkommensungleichheit, weil es die Grundlage dafür bot, dass eine kleine Gruppe von Menschen enorme Renten aus dem Wirtschaftsprozess ziehen konnte.

²⁷ Es entwickelte sich in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten eine Stimmung, in der sich die Akteure wechselseitig davon überzeugten, dass es keine Grenzen für die Profitabilität gibt. Sie haben, in einer Wirtschaft, die real um 2 oder 3% im Jahr wächst, auf Dauer mit Erträgen von 15 oder 20% gerechnet. In Wahrheit handelt es sich strukturell um eine Variante des Pyramidenspiels (Schulmeister [2008]). Was den Unternehmen recht war, das schien auch den KonsumentInnen nur billig, auch sie spekulierten in ihren alltäglichen Entscheidungen, sodass die Sparquote in den USA bis unter null sinken konnte – denn es gab alles „gratis“, sogar Wohnhäuser. Wer kann schon der Botschaft widerstehen: kostenlos wohnen und dabei noch Geld verdienen? Es waren gerade politisch gut gemeinte Umverteilungsinitiativen, die in Amerika das Feld für die Krise aufbereitet haben.

²⁸ Vielfach geht es um den rationalen Umgang mit dem Irrationalen – und dazu gehört eben auch die bewusste Erzeugung und strategische Nutzung irrationaler Verhältnisse. Von einer Gleichgewichtstendenz von Märkten kann unter diesen Bedingungen keine Rede sein, und eben deshalb handelt es sich nicht um einen schicksalhaften Zufall, sondern um ein institutionelles Problem; wenn man so will, ein Problem der „Wirtschaftsordnung“ und ihrer Spielregeln.

²⁹ Neckel (2008).

³⁰ Freilich verdienen die Superstars auch so viel wie Manager, und manche weit mehr. Doch Madonna ist eine marktabhängige Unternehmerin. Die Repräsentanten des Managerkapitalismus hingegen sind Angestellte, und ihre Einkommen werden nicht vom Markt, sondern von anderen Managern bestimmt, die üblicherweise – in schöner Wechselseitigkeit – in den Aufsichtsräten als Eigentümervertreter sitzen. (Echte Eigentümer kommen dort selten vor.) Und Madonna bekommt, wenn eine Konzerttournee ein Flop wird, nicht auch noch ein paar Millionen nachgeworfen, wie dies bei Managern, die ihren Karren an die Wand gefahren haben, regelmäßig der Fall ist.

³¹ Prisching (2009).

³² Ebendort.

³³ Prisching (2006).

³⁴ Prisching (2006).

³⁵ Kuznets (1979).

³⁶ Harrison, Bluestone (1988).

³⁷ Hradil (2005).

³⁸ Lutz (1984).

³⁹ Nolte (2007).

⁴⁰ Moldaschl et al. (2002).

⁴¹ Vogel (2008).

⁴² Schultheis, Schulz (2005).

⁴³ Vogel (2008).

⁴⁴ Burzan (2008).

⁴⁵ Dörre (2008).

⁴⁶ Neugebauer (2007).

⁴⁷ Vester (2006).

- ⁴⁸ Im Gegensatz zu ihnen sind gerade unsere Milieus, die schon immer größeren Unsicherheiten ausgesetzt waren, auf die aktuelle Situation besser vorbereitet. Sie wissen: Das Leben ist hart; keiner schenkt ihnen etwas; und wer kann, haut dem Nächsten auf den Schädel.
- ⁴⁹ Ahlers (2004).
- ⁵⁰ Vogel (2008).
- ⁵¹ Kohli (1985).
- ⁵² Pelizäus-Hoffmeister (2008).
- ⁵³ Neckel (2008) 175ff.
- ⁵⁴ Alber (2006); Albert (1992); Prisching (1996); Kaufmann (2004).
- ⁵⁵ Kaelble et al. (2004).
- ⁵⁶ Schulze (2004) 18.
- ⁵⁷ Levinson (2008).
- ⁵⁸ Kiyak (2008).
- ⁵⁹ Huntington (1996).
- ⁶⁰ Pries (1997); Milborn (2006).
- ⁶¹ Bendel (2008).
- ⁶² Immigrationspolitiker fordern immer wieder, dass Österreich (neben Flüchtlingen) hoch qualifizierte Personen aufnehmen soll; aber es gibt Länder, die für diese Personen offenbar attraktiver sind. Deshalb tragen unqualifizierte Einwanderer eher zur Verschärfung der heimischen Verteilungsprobleme bei, ebenso wie die besondere Schwäche Österreichs bei der Integration von Immigranten und ihren Kindern und Kindeskindern.
- ⁶³ Kumar (2001).

Literatur

- Ahlers, Elke, Beschäftigungskrise im öffentlichen Dienst?, in: WSI-Mitteilungen 2 (2004) 78-83.
- Alber, Jens, Das „Europäische Sozialmodell“ und die USA, in: Leviathan 34 (2006) 208-241.
- Albert, Michel, Kapitalismus contra Kapitalismus (Frankfurt/ Main u. a. 1992).
- Bacevich, Andrew J., The Limits of Power. The End of American Exceptionalism (New York 2008).
- Bach, Maurizio, Die Europäisierung nationaler Gesellschaften (=Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 40, Wiesbaden 2000).
- Bauman, Zygmunt, Liquid Modernity (Cambridge 2000).
- Beck, Ulrich (Hrsg.), Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung (2. Aufl., Frankfurt/M. 1997).
- Beck, Ulrich; Grande, Edgar, Das kosmopolitische Europa. Gesellschaft und Politik in der Zweiten Moderne (Frankfurt/M. 2005).
- Bendel, Petra, Europäische Migrationspolitik: Ein stimmiges Bild?, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 35-36 (2008).
- Berger, Peter L., Die kapitalistische Revolution. Fünfzig Leitsätze über Wohlstand, Gleichheit und Freiheit (Wien 1992).
- Bergsten, Fred C., America and Europe. Clash of the Titans?, in: Foreign Affairs 2 (1999) 20-34.
- Burzan, Nicole, Die Absteiger. Angst und Verunsicherung in der Mitte der Gesellschaft, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 33-34 (2008).

- Dörre, Klaus, Armut, Abstieg, Unsicherheit: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts – Essay, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 33-34 (2008).
- Ferguson, Niall, *Colossus. The Rise and Fall of the American Empire* (New York 2005).
- Friedman, Thomas L., *Die Welt ist flach. Eine kurze Geschichte des 21. Jahrhunderts* (Frankfurt/M. 2008).
- Fröbel, Folker; Heinrichs, Jürgen; Kreye, Otto, *Die neue internationale Arbeitsteilung. Strukturelle Arbeitslosigkeit in den Industrieländern und die Industrialisierung der Entwicklungsländer* (Reinbek bei Hamburg 1977).
- Fukuyama, Francis, *The End of History and the Last Man* (New York 1992).
- Gaddis, John Lewis, *The Cold War. A New History* (New York 2005).
- Greider, William, *Endstation Globalisierung. Der Kapitalismus frisst seine Kinder* (München 1998).
- Hachigian, Nina; Sutphen, Mona, *The Next American Century. How the U.S. Can Thrive as Other Powers Rise* (New York 2008).
- Harrison, Bennett; Bluestone, Barry, *The Great U-turn. Corporate Restructuring and the Polarizing of America* (New York 1988).
- Hayek, Friedrich A. von, *Der Weg zur Knechtschaft* (Erlenbach-Zürich 1945).
- Hobsbawm, Eric J., *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts* (München, Wien 1995).
- Hobsbawm, Eric J., *On Empire. America, War, and Global Supremacy* (New York 2008).
- Hradil, Stefan, *Warum werden die meisten entwickelten Gesellschaften wieder ungleicher?*, in: Windolf, Paul (Hrsg.), *Finanzmarkt-Kapitalismus. Analysen zum Wandel von Produktionsregimen*. Wiesbaden (=Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 45, Wiesbaden 2005) 460-483.
- Huntington, Samuel P., *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order* (New York 1996).
- Huntington, Samuel P., *Who are we? Die Krise der amerikanischen Identität* (Hamburg, Wien 2004).
- Janszen, Eric, *The Next Bubble. Priming the Markets for Tomorrow's Big Crash*, in: *Harper's* (Februar 2008) 39-45.
- Jones, Eric Lionel, *Das Wunder Europa. Umwelt, Wirtschaft und Geopolitik in der Geschichte Europas und Asiens* (Tübingen 1991).
- Kaelble, Hartmut, Schmid, Günther (Hrsg.), *Das europäische Sozialmodell. Auf dem Weg zum transnationalen Sozialstaat* (WZB-Jahrbuch 2004, Berlin 2004).
- Kagan, Robert, *End of Dreams, Return of History*, in: *Policy Review* (Aug./Sept. 2007) 17-44.
- Kaufmann, Franz-Xaver, *Herausforderungen des Sozialstaates* (Frankfurt am Main 2004).
- King, Charles, *The Five-Day War*, in: *Foreign Affairs* 87/6 (2008) 2-11.
- Kiyak, Mely, *Europa: Die Villa mit fünf Sternen – Essay*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 35-36 (2008).
- Kohli, Martin, *Die Institutionalisierung des Lebenslaufs*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37/1 (1985) 1-29.
- Kumar, Krishan, *From Post-industrial to Post-modern Society. New Theories of the Contemporary World*. Reprinted (Oxford 2001).
- Kuznets, Simon Smith, *Growth, Population, and Income Distribution. Selected Essays* (New York u. a. 1979).
- Landes, David S., *Why Europe and the West? Why not China?*, in: *Journal of Economic Perspectives* 20/2 (2006) 3-22.
- Leggewie, Claus, *Die Globalisierung und ihre Gegner* (München 2003).

- Levinson, Marc, Freight Pain. The Rise and Fall of Globalization, in: *Foreign Affairs* 87/6 (2008) 133-140.
- Lipset, Seymour Martin, *American Exceptionalism. A Double-Edged Sword* (New York u. a. 1997).
- Lutz, Burkart, *Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts* (Frankfurt, New York 1984).
- Matzner, Egon, *Monopolare Weltordnung. Zur Sozioökonomie der US-Dominanz* (Marburg 2000).
- Mead, Walter Russel, *Power, Terror, Peace and War. America's Grand Strategy in a World at Risk* (New York 2004).
- Milborn, Corinna, *Gestürzte Festung Europa. Einwanderung zwischen Stacheldraht und Ghetto* (Wien 2006).
- Moldaschl, Manfred; Voß, G. Günter (Hrsg.), *Subjektivierung von Arbeit* (München 2002).
- Neckel, Sighard, *Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft* (Frankfurt/M. 2008).
- Neugebauer, Gero, *Politische Milieus in Deutschland* (Bonn 2007).
- Nolan, Mary, „Varieties of Capitalism“ und Versionen der Amerikanisierung, in: Berghahn, Volker Rolf; Vitols, Sigurt (Hrsg.), *Gibt es einen deutschen Kapitalismus? Tradition und globale Perspektiven der sozialen Marktwirtschaft* (Frankfurt, New York 2006) 96-110.
- Nolte, Paul, *Risikante Moderne. Die Deutschen und der neue Kapitalismus* (München 2007).
- Pelizäus-Hoffmeister, Helga, Unsicherheiten im Lebensverlauf um 1900 und um 2000, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 33-34 (2008).
- Pries, Ludger (Hrsg.), *Transnationale Migration (=Soziale Welt, Sonderband 12, Baden-Baden 1997).*
- Prisching, Manfred, *Bilder des Wohlfahrtsstaates* (Marburg 1996).
- Prisching, Manfred, *Die zweidimensionale Gesellschaft. Ein Essay zur neokonsumistischen Geisteshaltung* (Wiesbaden 2006).
- Prisching, Manfred, *Das Selbst, die Maske, der Bluff. Über die Inszenierung der eigenen Person* (Wien 2009).
- Schulmeister, Stephan, *Das Finanzkapital und seine Luftschlösser – eingestürzt und „ausgebubbelt“*, in: *Der Standard* (23.9.2008) 30-31.
- Schultheis, Franz; Schulz, Kristiana, *Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag* (Konstanz 2005).
- Schulze, Gerhard, *Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert?* (Frankfurt/M. 2004).
- Schumpeter, Joseph A., *Zur Soziologie der Imperialismen*, in: Schumpeter, Joseph A. (Hrsg.), *Aufsätze zur Soziologie* (Tübingen 1953) 72-146; Originalausgabe 1919.
- Schuppert, Gunnar Folke (Hrsg.), *Gemeinwohl – auf der Suche nach Substanz* (Berlin 2002).
- Seitz, Konrad, *China. Eine Weltmacht kehrt zurück* (3. Aufl., München 2006).
- Sinn, Hans-Werner, *Das deutsche Rätsel: Warum wir Exportweltmeister und Schlusslicht zugleich sind*, in: *Perspektiven der Wirtschaftspolitik* 7/1 (2006) 1-18.
- Sloterdijk, Peter, *Falls Europa erwacht. Gedanken zum Programm einer Weltmacht am Ende des Zeitalters ihrer politischen Absence* (Frankfurt am Main 1994).
- Strange, Susan, *Casino Capitalism* (Oxford u. a. 1986).
- Tichy, Gunther, *Wie mobil sind Ideen? Zur Entwicklung des internationalen Handels in der Wissensgesellschaft*, in: *Wirtschaftspolitische Blätter* 55/3 (2008) 659-682.

Vester, Michael, Der Kampf um soziale Gerechtigkeit. Zumutungen und Bewältigungsstrategien in der Krise des deutschen Sozialmodells, in: Bude, Heinz (Hrsg.), Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige (Hamburg 2006) 243-292.

Vogel, Berthold, Prekarität und Prekariat. Signalwörter neuer sozialer Ungleichheiten, Aus Politik und Zeitgeschichte 33-34 (2008).

Zusammenfassung

Es ist eine „Schwellenzeit“. Es gibt hinreichende Indizien dafür, dass das Erbe der Moderne weiterentwickelt wird, dass aber das 21. Jahrhundert (die Postmoderne oder der Spätkapitalismus) sich in so vielen Gegebenheiten vom Industrialismus des 20. Jahrhunderts unterscheiden, dass es sinnvoll ist, von einer neuen Epoche zu sprechen. Brüche dieser Art haben es an sich, dass man keine üblichen Extrapolationen vornehmen kann. Brüche bringen etwas Neues, und über das Neue können wir nichts wissen, denn sonst wäre es nicht neu. Es gibt allerdings einige Trends, hinsichtlich derer es wenig plausibel ist, dass Gegenteilstendenzen oder Rückschläge auftreten. Damit gehen bestimmte Verhältnisse zu Ende, nicht mit einem Paukenschlag, sondern in einem langsamen Prozess. Die wirklichen Neuheiten werden erst die kommenden Generationen erleben, und darüber lässt sich wenig sagen. Allerdings steckt auch in diesem Zeitablauf ein Verteilungsproblem: Eine Verpflichtung der gegenwärtig bestimmenden Generation wäre es jedenfalls, die Ausgangs- und Gestaltungschancen dieser kommenden Generationen nicht auf unzulässige Weise zu vermindern.